45 Illustrirtes Sonntagsblatt. 1888

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd.

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Um Daisy's willen.

Aus dem Amerikanischen, vom Verfasser: „In den Fesseln der Ehre"

Bearbeitet von Sophie Freiin von Zech.

1.

Die Sonne leuchtete hell auf das Meeresufer herab und ihre glühendheißen Strahlen machten stellenweise den Teer der Seitenwände eines großen, vor Anker liegenden Fischerbootes flüssig. Im Schatten, den das Boot warf, saß auf einem niedrigen Holzbänkchen ein junges Mädchen, in einem Buche lesend, ein dickes Konversationslexikon lag neben ihr auf dem Kies des Ufers. Kein Laut störte die Einsamkeit der Leserin, als das leise Gemurmel der Wellen und das Lachen und Plaudern von Kindern, die in einiger Entfernung spielten. Das Mädchen hatte soeben den Kopf erhoben und die Augen auf eine männliche Gestalt gerichtet, welche direkt auf den Platz zuschritt, auf welchem es saß.

Ein aufmerksamer Beobachter würde bemerkt haben, daß plötzlich ein ängstlicher Ausdruck in das Gesicht der Leserin kam. Wenn der Marinelieutenant Charles Treherne die Wolke auf der klaren Stirne des jungen Mädchens gesehen hätte, so würde er sich doch nicht haben träumen lassen, daß sein Herannahen diese Wolke heraufbeschworen. Er würde lachend erklärt haben, daß noch kein Mädchenantlitz sich bei seinem Anblick verfinstert habe, beim Anblick eines jungen, hübschen, sonnverbrannten Soldaten mit dunklen, freundlich blickenden Augen und braunen gelockten Haaren, auf welchen die Soldatenmütze etwas kokett schief gesetzt war.

Dennoch war es die Wahrheit, daß dieses Mädchens Gesicht sich beim Anblick Charles Treherne's verdunkelte. Es war ein ernstes Mädchengesicht, von Haaren eingerahmt, deren Schattierung man aschblond nennt, mit etwas tiefliegenden, seelenvollen, dunkelblauen Augen, deren Farbe jedoch stets zu wechseln schien. Elisabeth Mayne's Gesicht war kaum hübsch zu nennen, dennoch war es anziehend, besonders wenn, was selten geschah, ein Lächeln darüber hinflog.

„Habe ich Dich endlich gefunden, Elisabeth!" rief Charles Treherne von weitem. „Warum in aller Welt versteckst Du Dich denn an diesen einsamen Platz?"

„Ich wollte vielleicht nicht gefunden werden," antwortete Elisabeth ruhig. „Uebrigens habe ich auch noch andere Gründe."

„Meinetwegen, ich habe Dich trotz Deinem Willen gefunden," sagte der Lieutenant, indem er dem jungen Mädchen, das sich von dem Fußbänkchen erhoben hatte, mit freudestrahlendem Gesicht beide Hände zum Gruß entgegenhielt. „Freust Du Dich denn nicht, mich zu sehen, Elisabeth?" fragte er in dem Tone eines Liebhabers.

„Du weißt, ich habe mich immer gefreut, Dich zu sehen, Charlie."

„Mache keine Versicherungen aus der Vergangenheit. Ich habe an der letzten langweiligen Vergangenheit in Woolwich genug. Ich will der Gegenwart und Zukunft leben. Elisabeth, wie oft hast Du seit dem letzten Christfest an mich gedacht?"

„Sehr oft," sagte Elisabeth in gleichgültigem Ton, der jedoch schlecht paßte zu dem eigentümlichen Licht, das in ihren dunkelblauen Augen leuchtete.

„So oft wie ich an Dich?"

Elisabeth versuchte zu lächeln. „Wie kann ich denn dies wissen?" fragte sie.

„Ich habe den ganzen Tag an Dich gedacht, Elsie. Du warst des morgens mein erster Gedanke und des nachts mein letzter. Ich denke, Du zweifelst nicht daran? Meinst Du nicht, Du seiest mir ein Küßchen schuldig als Lohn dafür, daß ich Dich so treu in der Erinnerung bewahrt?"

Elisabeth schüttelte ohne aufzublicken verneinend den Kopf.

„Nun, ich will warten, Du wirst mir später eines geben," sagte Treherne. „Was thust Du denn hier? Lesen?"

„Lernen," antwortete Elisabeth mit einem ernsten Blick auf ihre Bücher.

„Lernen? Willst Du etwa ein Blaustrumpf werden?"

„Nein, das gerade nicht, aber ich habe es nötig, mein Wissen zu vergrößern."

„Unsinn, mein Kind! Als ob Du nicht für jedermann genug wüßtest! Ich hasse die gelehrten Frauen, sie drücken das Selbstgefühl eines Burschen wie ich bin herab. Mir gefällst Du gerade so am besten wie Du bist. Ich denke, Du bist das liebenswürdigste kleine Mädchen in der Welt. Ich glaube aber, Du hast Dich mit dem Lernen zu sehr angestrengt, Elsie, Du siehst so bleich aus wie ein Geist."

„Die Seeluft hätte mir gut thun sollen, sie hat mich aber, wie es scheint, angegriffen," antwortete Eli-



Hallstadt.

sabeth. In ihrer ganzen Art lag eine gezwungene Zurückhaltung. Sie vermied es, Charles Blicken zu begegnen und zog ihre Hand zurück, die der junge Seemann noch immer in der seinigen hielt.

„Die Seeluft hat, wie es mir scheint, nicht ihre Schuldigkeit gethan," sagte Treherne. „Komm, laß uns noch ein wenig am Ufer auf- und abgehen; was stehen wir wie angewurzelt an einem Flecke? Ich habe viel mit Dir zu sprechen."

Elisabeth nahm ihr Kleid etwas in die Höhe und die beiden jungen Leute wanderten schweigend und langsam auf und ab. Selbst der Lieutenant schien nicht gleich Worte zu finden für das, was sein Herz erfüllte.

„Wo ist denn Daisy?" sagte er endlich, das Schweigen unterbrechend.

„Sie sucht Krebse hinter jenem Felsen."

„Mich wundert nur, daß Du es über Dich vermagst, sie einige Zeit aus den Augen zu lassen."

„Daisy ist unter Aufsicht. Sie ist mit den älteren Kindern unserer Wirtin gegangen. Ihr Aussehen wenigstens hat die Seeluft gebessert, wenn auch nicht das meinige."

Wieder trat Stillschweigen ein, nur unterbrochen von dem eintönigen Murmeln der Wellen und dem Knirschen des Kieses unter den Füßen der Dahinwandelnden.

„Elisabeth," begann der junge Mann aufs neue das Gespräch „Weißt Du, weshalb ich hieher kam?"

„Natürlich um uns einen Besuch abzustatten! Ich wüßte nicht, was außerdem Mr. Treherne veranlassen könnte, an diesen einsamen Ort zu kommen."

„Ich kam, um Dir zu sagen, daß wir im August nach Indien segeln. Wir warten schon seit einigen Monaten auf den Befehl. Gestern ist er endlich eingetroffen, kurz genug ist er abgefaßt und in sechs Wochen müssen wir schon fort."

„Nun, Du wünschtest ja immer nach Indien zu kommen," sagte Elisabeth, indem ihr Herz in tödlichem Schrecken heftig klopfte und ihre Wangen noch um einen Schatten bleicher wurden.

„Ja, ich wünschte es, weil Du einst sagtest, Du möchtest Indien wiedersehen. Ich dachte dabei nur an Dich, Elsie Mir ist es einerlei, wohin es mich trifft."

„An mich, Charlie?"

„Ja, Elsie. Erinnerst Du Dich denn nicht, daß Du eines Tages, als wir zusammen in Regentstreet gingen, den lebhaften Wunsch aussprachest, Indien wiederzusehen, das Du als Kind verlassen? Ich habe diesen Wunsch wohl im Gedächtnis behalten und die ganze Zeit im stillen gehofft, daß es mich dorthin treffen würde."

„Aber damit habe doch ich nichts zu thun, Charlie?"

„Hast Du nicht?" rief Treherne heiter. „Bitte um Entschuldigung, Miß Mayne, aber ich behaupte, daß Sie sehr viel damit zu thun haben. Hast Du das Versprechen vergessen, Elsie, welches Du mir vergangene Weihnachten gabst, als ich bei Tante Anne Arkwright zu Besuch war?"

„Ein Versprechen? Ich wüßte nicht," antwortete Elisabeth, ihre Augen starr auf das Meer gerichtet.

„Ja, Elsie. Wenn Du Dein Versprechen vergessen hast, ich habe es nicht vergessen und ich bin gekommen, Dein Gedächtnis aufzufrischen."

„Aber ich versprach nichts, Charlie," sagte das Mädchen verwirrt.

„Nicht mit Worten, aber mit Blicken. Erinnerst Du Dich des Nachmittags bei Tante Arkwright nicht mehr, als wir zusammen auf der spiegelglatten Eisbahn Schlittschuhe liefen? Damals versprachen mir Deine Blicke heiße Liebe und jetzt, wo ich Offizier geworden, bin ich gekommen, um zu fragen, ob diese Blicke die Wahrheit sagten, ob Du mein Weib werden willst, Elisabeth? Unsere Korvette segelt am 25. August nach Indien ab und ich möchte meine junge Gattin mitnehmen."

In Elisabeths Zügen malte sich ein stiller, aber furchtbarer Seelenkampf aus, als sie, keiner Antwort mächtig, in das sonnverbrannte, ehrliche Gesicht Charles Treherne's blickte.

„Was hast Du?" fragte der junge Offizier besorgt. „Habe ich Dich erschreckt, Elsie? Ich bin auch immer so rasch, falle stets mit der Thüre ins Haus."

„Nein," sagte Elisabeth, indem sie sich sanft, aber entschieden, aus den starken jungen Armen losmachte, die sich um ihre feine Taille gelegt hatten. „Du hast mich nicht erschreckt, Charlie. Ich habe gehört, daß Du Offizier geworden und freute mich herzlich darüber; aber ich habe auch gewußt und gefürchtet, daß es so kommen würde, als ich Dich von weitem auf mich zuschreiten sah."

„Gefürchtet, Elisabeth?"

„Ja, weil es nicht sein kann, daß wir uns heiraten, es ist nutzlos, darüber zu sprechen."

„Du meinst wohl, weil es zu früh nach dem Tode Deiner Mutter ist?" fragte der junge Mann mit sinkendem Mute. „Aber Deine Mutter ist schon sechs Monate tot und bei uns beiden sind auch die Umstände ganz besonderer Art. Wenn Du mich jetzt nicht heiratest, können Jahre vergehen, bis ich wieder nach England kommen kann, um Dich abzuholen. Ich würde Dich außerdem gewiß nicht drängen, Elsie, aber Du siehst, wie die Sachen stehen."

„Sprich nicht mehr davon, Charlie," sagte Elisabeth tonlos.

„Nicht davon sprechen?" rief Treherne leidenschaftlich, „nicht sprechen von dem, was, seit ich Dich kenne, das einzige Ziel meines Lebens ist? Auch Du hast mich geliebt, ich weiß es, bist Du so wankelmütig, Elisabeth?"

„Nein," antwortete das junge Mädchen mit bebenden Lippen, aber in bestimmtem Tone. „Ich bin nur entschlossen, das zu thun, was ich für recht halte. Versuche es nicht, meinen Entschluß zu ändern, wenn ich Dir meinen Grund sage."

„Nun, was ist dies für ein Grund?"

„Weil ich mein Leben Daisy widmen will. Meine Mutter übergab Daisy meiner Sorgfalt, als sie auf dem Sterbebette lag. Ich versprach es in ihre erkaltenden Hände, an meiner kleinen Schwester Mutterstelle zu vertreten. Daisy war der Mutter Abgott, ihr Trost in dem Leiden ihrer Krankheit. Dies Kind, welches in Indien geboren wurde, eine Woche nachdem mein Vater im Kampfe gefallen gegen die wilden eingeborenen Stämme, füllte das ganze Herz der Mutter aus. Ich weiß es wohl, ich besaß den kleineren Teil an mütterlicher Liebe, aber ich selbst liebte die Mutter mit so hingebender Liebe, daß ich ihr versprach, mein Leben Daisy zu widmen. Ich kann das Kind nicht verlassen."

„Aber das Kind wird, wenn es erwachsen ist, Dich verlassen," antwortete Charles Treherne. „Sie wird einen Mann finden, den sie liebt und dem sie folgt. Sie wird sich nicht so besinnen wie Du, Elisabeth," fügte er in bitterem Ton hinzu, „Daisy liebt vielleicht heißer."

Elisabeth preßte die Hand auf ihr schmerzendes Herz.

„Dann habe ich doch meine Pflicht an ihr erfüllt," sagte sie leise.

„Ich sehe nicht ein, weshalb Daisy uns trennen soll," warf Treherne ein. „Sie kann ja mit uns nach Indien. Sie soll mir eine liebe Schwester sein."

„Ich kann Dir nicht zumuten, sie zu ernähren."

„Elsie, ich fange an zu glauben, daß Du mich nicht mehr liebst," sagte der junge Mann heftig. „Du suchst nach Vorwänden. Ich bin Dir gleichgültig geworden. Ich sagte Dir ja soeben, daß ich Daisy ein Bruder sein will. Ich verspreche Dir auch, stets gut mit der Kleinen zu sein, die auch Dein Abgott ist, wie mir scheint. Ich will nicht eifersüchtig sein, ich will versuchen, Daisy zu lieben." Die Wangen des jungen Seemannes hatten sich mit dunklem Rot bedeckt und seine Augen leuchteten zornig.

„Siehst Du," entgegnete Elisabeth mit traurigem Lächeln, „es geht nicht. Daisy würde Dir eine Last und ein Stein des Anstoßes werden, und das soll sie für niemand sein. Sie soll nur von mir abhängen. Wenn ich verheiratet bin, habe ich andere Pflichten und kann mich Daisy nicht so ausschließlich widmen, wie ich es der Mutter gelobt."

„Wie willst Du aber Daisy ernähren?" fragte Charles. „Ihr werdet euer kleines Kapital bald aufgezehrt haben; denn ihr könnt doch Tante Anna, bei der ihr nach dem Tode eurer Mutter Zuflucht gefunden, nicht mehr länger zur Last fallen."

„Das will ich auch nicht," antwortete Elisabeth. „Wenn ich auch nicht heirate, so werden wir doch niemanden zur Last fallen. Ich will mich und Daisy durch Unterrichtgeben ernähren. Ich habe Aussicht, eine Lehrerinstelle zu erhalten."

„So soll also wirklich dies Kind uns für immer trennen?" fragte Treherne noch einmal. „Du willst Dein und mein Lebensglück um Daisy's willen zerstören? Elisabeth! Elisabeth! Du wirst noch mit schmerzlicher Reue an diese Stunde denken."

„Ja, ich werde an diese Stunde denken, immer mit heißem Schmerz, aber niemals mit Reue, denn ich habe meine Pflicht gethan. Du wirst mich vergessen, Charlie."

„Das will ich und hoffe ich," antwortete Treherne bitter. „Ich denke, Deine kalte Liebe war nichts wert."

„Du brichst mir das Herz, Charlie," sagte Elisabeth mit zuckenden Lippen.

„Du hast auch das meinige gebrochen. Bleibt es wirklich bei Deinem Entschluß, Elsie? Läßt Du mich allein nach Indien ziehen?" Charles Treherne legte bei diesen Worten noch einmal den Arm um Elisabeth und zog sie an sein Herz.

Einen Augenblick lag Elisabeth wortlos an der Brust ihres Vetters und einzig Geliebten. Der Kampf mit ihrem Herzen, den sie sich selbst auferlegt, war fast übermenschlich, aber sie bestand ihn. „Es bleibt bei dem, was ich sagte," kam es leise aber fest von ihren zitternden Lippen.

Charles Treherne ließ sie aus seinen Armen. „So lebe wohl für immer, Elisabeth," sagte er, sich von ihr wendend, ohne ihr die Hand zum Abschied zu bieten. „Es wird mir gelingen, Dich zu vergessen."

„Das hoffe ich, Charlie," antwortete Elisabeth tonlos und sank, als der junge Offizier gegangen, beinahe ohnmächtig auf die Fußbank, wo sie zuerst gesessen. Ihre Augen starrten sehnsuchtsvoll und unverwandt dem sich Entfernenden nach, so lange sie ihn sehen konnte, dennoch rief sie ihn nicht zurück. — Elisabeth hatte ihre Pflicht gegen Daisy zu streng aufgefaßt, das geben wir dem Leser zu, aber eine solche Auffassung lag nun einmal in ihrer Natur. Ihr Herz war gebrochen, ihr Leben fortan öde und leer. Sie fühlte, daß Charles die Wahrheit gesprochen, wenn er sagte: „Es wird mir gelingen, Dich zu vergessen." Elisabeth kannte den Geliebten, sie wußte, daß, so warm und innig auch sein Empfinden war, es doch nicht in seiner Natur lag, einen Kummer Jahre lang mit sich herumzutragen. Dieser Gedanke war ihr ein schmerzlicher Trost. Charles konnte vergessen, sie selbst wird es niemals können. Elisabeths

trübes Sinnen wurde von fröhlichen Kinderstimmen unterbrochen. Daisy mit den Kindern der Wirtin näherte sich der einsam Trauernden.

„Wir haben eine Menge Krebse gefangen!“ rief Daisy schon von weitem der Schwester zu, indem sie ihren Gefährtinnen vorauseilte. Betroffen und bestürzt blieb die Kleine vor Elisabeth stehen, deren Thränen beim Anblick Daisy's unaufhaltsam über ihre bleichen Wangen rollten. „Warum weinst Du denn, Elsie?“ fragte das Kind erschrocken. „Du weinst doch nicht über mich? War ich böse? Du hast mich doch noch lieb?“ Daisy's vergißmeinnichtblaue Augen hingen bei diesen sich überstürzenden Fragen ängstlich an dem Gesicht der älteren Schwester.

„Gewiß, ich habe Dich sehr lieb und bin Dir nicht böse, Daisy,“ antwortete Elisabeth. „Ich weine auch nicht mehr.“

Diese letzte Behauptung war jedoch eine Lüge, denn unaufhörlich quollen die heißen bitteren Thränen aus den Augen Elisabeths. Der lange zurückgedrängte unterdrückte Schmerz machte sich Luft durch diese heißen Thränen.

„Geh einstweilen mit den anderen Kindern nach Hause, Daisy,“ sagte Elisabeth. „Ich bleibe noch ein wenig hier. Geh, geh! Daisy! Lasse mich allein,“ fügte sie dringender bei, als das Kind zögerte. Die Kleine gehorchte widerwillig. Ihre ganze Freude an dem reichen Krebsfang war dahin. Sie konnte die Schwester nicht weinen sehen, an der ihr Kindesherz mit allen Fasern hing und die ihr Vater und Mutter ersetzte.

Eine Stunde später trat auch Elisabeth langsamen, müden Schrittes den Heimweg nach dem kleinen Hause am Meeresstrande an, in welchem sie mit Daisy für einige Wochen ein einfaches, weißgetünchtes Zimmer gemietet hatte.

2.

Es war einige Minuten über 3 Uhr und ein feuchter regnerischer Aprilnachmittag. Ich führe den Leser in ein malerisch am Waldesrande gelegenes Dorf, in dessen Mitte ein großer Rasenplatz sich befindet, auf welchem eine alte moosbewachsene Fontäne ihre Wasserstrahlen wirft. Dicht an dem Rasenplatz dehnt sich, von Ulmenbäumen beschattet, ein niedriges langes Gebäude aus, das Schulhaus. Vor demselben, den Schlüssel zum Zuschließen in der Hand haltend, stand an dem ebenerwähnten Aprilnachmittag die Lehrerin, unsere alte Bekannte, Elisabeth Mayne und wartete, bis ihre Schüler und Schülerinnen unter Lärm und Getöse das Schulhaus verlassen, um sich in die verschiedenen Gassen des Dorfes zu zerstreuen.

„Sie sind wahrscheinlich sehr froh, die Bälge los zu haben, Miß Mayne?“ fragte plötzlich eine Stimme in einiger Entfernung hinter der Lehrerin.

Elisabeth wandte den Kopf und gewahrte Doktor Floyd, der auf seinem dicken, wohlgenährten Braunen saß, auf der anderen Seite der Mauer, welche den Rasenplatz und das Schulhaus von der Landstraße schied.

„Ja,“ antwortete Elisabeth ein wenig lächelnd, „ich weiß nicht, wer froher ist, wenn die Schule vorüber ist, ich oder die Kinder.“

„Schulehalten ist ein mühseliges Geschäft,“ sagte der Doktor, Elisabeth mit freundlicher Teilnahme anblickend.

„Ich habe mich daran gewöhnt und im Ganzen genommen sind die Kinder gutmütig,“ antwortete Elisabeth.

„Gehen Sie jetzt nach Hause, Miß Mayne?“

„Ja, Doktor.“

„So können wir eine Strecke Weges gemeinschaftlich machen. Ich bin im Begriff, der alten Frau Ashe einen ärztlichen Besuch abzustatten.“

Doktor Floyd ritt bei diesen Worten an die wackelige Gitterthüre heran, sprang vom Pferde und führte dasselbe, an Elisabeth's Seite weiterschreitend, die stille Dorfstraße entlang.

„Ich höre,“ sagte Elisabeth, „daß es viele Kranke im Dorfe gibt.“

„Ja, sehr viele. Das feuchte dumpfe Wetter befördert alle Arten von Krankheiten, wir haben noch nie ein ungesunderes Frühjahr gehabt.“

„Lady Avendale sagte mir gestern, Sie wünschten, daß die Schule eine Zeitlang geschlossen würde, Doktor?“

„Ich machte ihr allerdings den Vorschlag,“ antwortete der Arzt, „weil so viele Kinder im Dorfe den Scharlach haben, und die noch Gesunden, in dem engen Schulzimmer zusammengedrängt, ebenfalls erkranken könnten.“

„Aber die Kinder laufen dann wild umher,“ warf Elisabeth ein.

„Da kann man nicht helfen.“

„Sie werden alles vergessen, was sie bei mir gelernt haben.“

Doktor Floyd lächelte.

„Versuchen Sie selbst, Ihre Wissenschaft auf eine Weile zu vergessen, Miß Mayne,“ sagte er freundlich. „Das würde Ihnen gut thun. Werfen Sie eine Zeitlang die Lehrbücher unter den Tisch und genießen Sie die Ferien mit Ihren Schülern. Ich wollte, ich könnte auch einmal zu mir selbst sprechen: Werfe die Heilkunst eine Weile hinter die Thüre, alter Junge, und ruhe aus, aber davon ist in meinem dichtbevölkerten Revier kaum die Rede.“

„Daisy sagte mir doch gestern, daß Sie Ferien machen wollten, Doktor, worüber ich mich herzlich freute. Sie plagen sich noch zu Tode.“

„Diesen Plan hat Angelas schwesterliche Liebe ausgeheckt. Sie wünscht so lebhaft, daß ich im Mai eine Reise in die Schweiz machen soll, daß sie sich sogar einbildet, ich habe eingewilligt, aber es geht nicht, jetzt schon gar nicht, wo es so viele Kranke gibt.“

„Sie lieben Ihren Beruf wohl sehr, Doktor Floyd?“ fragte Elisabeth. „Sie erfüllen ihn allzu gewissenhaft.“

„Darüber dürfen Sie am wenigsten etwas sagen, Sie gehen ja vollständig in Ihrer Schule auf. Ja, Miß Elisabeth, ich liebe meinen Beruf, wenn es in meiner Macht steht, Leiden zu heben, aber nicht immer ist dies der Fall, und bei solchen Gelegenheiten, wo ich machtlos vor einem Krankenbette stehe, hasse ich ihn und komme mir als das unnützeste Glied der menschlichen Gesellschaft vor.“

„Ich meine, die Gewohnheit, Leidende zu sehen, müsse Ihr Mitgefühl abstumpfen?“ warf Elisabeth ein.

„Sie hat es bis jetzt noch nicht gethan und ich hoffe, es soll niemals der Fall sein,“ sagte der Doktor warm. „Nichts, als der Wunsch, menschliches Leiden zu heben, hat mich zum Arzt gemacht.“

Elisabeth lächelte. „Bei mir war es nicht Liebhaberei, was mich zur Schullehrerin machte,“ sagte sie.

„Das läßt sich denken, Miß Mayne, aber Sie arbeiten sich tapfer durch Ihre Mühsal.“

„O, so schrecklich ist die Mühsal nicht, daß man tapfer sein muß,“ entgegnete Elisabeth. „Die Eintönigkeit ist das Schlimmste an meinem Beruf. Die Kinder sind im Ganzen gut und lieben mich. Zuweilen gibt es freilich Tage, sogenannte Kreuz- und Quertage, an denen alles verkehrt geht. Die Kinder sind alsdann unaufmerksam und ich ungeduldig. Doch solche Tage gehen vorüber und dann ist der Schulhimmel wieder wolkenlos. Gegenwärtig sind wir vollauf beschäftigt, denn nächste Woche haben wir Prüfung.“

„So sagte mir Lady Avendale. Deshalb will sie nichts davon wissen, jetzt die Schule zu schließen, aber gleich nach der Prüfung geschieht es, darauf bestehe ich. Lady Avendale ist sehr stolz auf ihre selbstgegründete Privatschule und auf ihre Schullehrerin,“ fügte der Doktor lächelnd bei.

Elisabeth lächelte ebenfalls. „Ja, wir sind ihr Steckenpferd, ich und meine Kinder,“ antwortete sie. „Kommende Woche, am Freitag, wird es große Festlichkeiten in unserer Schule geben, ein kirchlicher Würdenträger wird die Kinder prüfen und Lady Avendale will selbst die Preise verteilen.“

„Tausend noch einmal!“ rief der Doktor heiter. „Ich werde mich auch einfinden. Aber von dergleichen Festlichkeiten haben Sie sicherlich große Plage, Miß Mayne?“

„Ich habe mich an solche Dinge gewöhnt,“ sagte Elisabeth ruhig.

„Sie haben sich auch an Ihre Uniform gewöhnt?“

„O ja,“ lächelte Elisabeth, auf ihren grauen Wollenanzug blickend. „Meine Uniform, wie Sie es nennen, erspart mir die Mühe, mich über meinen Anzug zu besinnen, was den meisten Frauenzimmern eine so wichtige Angelegenheit ist. Ich habe mich ausgesöhnt mit meiner grauen Kleidung, mit dem kapuzenartigen Hut und der schwarzwollenen Schürze. Es ist nun einmal eine Grille Lady Avendale's, ihre Lehrerin während der Unterrichtsstunden stets in Grau zu sehen. Ich habe mich darein gefügt.“

„Ist schon recht, Miß Elisabeth,“ antwortete der Doktor, „aber ein Ding erträglich finden, heißt noch nicht, damit zufrieden sein. — Sie haben sich sehr wenig verändert, seit Sie vor sechs oder sieben Jahren hieher kamen.“

„Sehr wenig,“ stimmte Elisabeth unbefangen bei. „Ich fühlte mich damals alt und fühle mich jetzt nicht älter, ich war mit zwanzig Jahren nicht hübsch und bin es nicht mit siebenundzwanzig. Ich glaube nicht, daß mein Haar jemals grau werden wird und keine innere Unruhe gräbt mir Linien in das Gesicht.“

Der Doktor blickte aufmerksam auf Elisabeths lächelnde Lippen, die mit ihren ernsten Augen in so grellem Widerspruch standen.

„Wir haben beide unsere Arbeit zu thun,“ sagte er nach einigen Sekunden des Schweigens. „Sie mit den Geistern der Dorfbewohner und ich mit den Körpern. Im Ganzen genommen ist es ein schönes Bewußtsein, einen nützlichen Platz in der Welt auszufüllen, sei unser Beruf auch noch so mühevoll.“

„So ist es,“ gab Elisabeth mit einem leisen Seufzer zu. „In dem Gedanken, Nützliches und Gutes zu wirken, liegt allerdings ein Glück, aber manchmal ertappe ich mich doch auf dem Wunsch nach etwas anderem. Man sagt, der Mensch wünsche immer anderes, als er besitzt.“

„Ja, das sagt man,“ antwortete der Doktor gedankenvoll.

„Wie grün jetzt alles in der Natur wird!“ bemerkte Elisabeth, das Gespräch auf einen anderen Gegenstand lenkend.

„Dies feuchtwarme dumpfe Wetter,“ antwortete der Doktor, „ist für die Vegetation besser, als für die Menschen. Meine Schwester hat diesen Morgen einen großen Strauß Narzissen auf dem Frühstückstisch gehabt. Wir sehen solche Blumen gewöhnlich erst im Mai.“

„Wie geht es Miß Angela?“ fragte Elisabeth teilnehmend.

„Danke, Miß Mayne, wie gewöhnlich. Sie sitzt jetzt den ganzen Tag am offenen Fenster und genießt die feuchte milde Luft.“

„Sie ist so gut,“ sagte Elisabeth. „Sie ist immer heiter und freundlich und es hätte doch niemand mehr Grund zum Klagen und zur Unzufriedenheit wie sie, das Gebrechen der Lahmheit ist ein schweres.“

„O, Angela fühlt sich nicht unglücklich, Miß Mayne! Es freut mich, daß Daisy ihr so oft Gesellschaft leistet.“

„Es ist sehr freundlich von Miß Angela, das Kind so viel um sich zu dulden.“

„Das Kind?“ lächelte der Doktor. „Sie nennen Daisy beharrlich noch ein Kind, — Daisy erzählte mir gestern, daß sie siebzehn Jahre alt sei.“

„In meinen Augen ist Daisy immer noch ein Kind. Mein Kind,“ sagte Elisabeth, über deren ruhiges ernstes Gesicht sich bei diesen Worten ein Ausdruck unendlicher Zärtlichkeit breitete, was Doktor Floyd nicht entging.

„Sie sind eine sehr hingebende Schwester,“ sagte er.

„Ach, loben Sie mich nicht über das, was meine einzige Freude all die langen Jahre gewesen ist. Mein Leben ist wie ein Dornstrauch, auf welchem eine einzige frische Rosenknospe erblüht ist. Was hätte ich in der Welt ohne Daisy?“

„Sie hätten andere Interessen, anderes Glück haben können, Miß Mayne.“

Elisabeth schüttelte den Kopf. „Nein,“ sagte sie ernst, „für mich war kein anderes Glück möglich. All dies ist lange vorüber.“

„So sagten Sie mir einst, Elisabeth,“ erwiderte der Doktor, die Stirne leicht runzelnd. „Ich erinnere mich ganz gut an diese Stunde.“

„Ich auch,“ dachte Elisabeth, aber sie sprach es nicht aus.

„Sie werden aber eine schreckliche Leere empfinden, wenn Daisy Sie verläßt,“ nahm der Doktor nach längerem Schweigen das Gespräch wieder auf.

„Wenn Daisy mich verläßt?“ fragte Elisabeth erschrocken.

„Nun, Sie können doch nicht erwarten, daß Sie Daisy stets bei sich behalten können? Einen solchen Wunsch sollten Sie im Interesse Ihres Schwesterchens gar nicht hegen, es wäre ein selbstsüchtiger Wunsch.“

„Aber damit hat es noch Zeit,“ antwortete Elisabeth hastig und in ängstlichem Tone. „Daisy ist noch ein harmloses Kind und träumt noch nicht von Liebhaber und Hochzeit wie andere Mädchen ihres Alters. Ich habe ihr alle solche Gedanken fern gehalten.“

(Fortsetzung folgt.)

Themire.

Eine Skizze aus dem Pariser Leben des achtzehnten Jahrhunderts.

Von Chr. Kimmich.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts stand in einem der abgelegensten Winkel der Rue de Lesdiguieres in Paris eines jener Häuschen, wie sie zu jener Zeit nicht selten waren. Es gehörte gewissermaßen zum guten Ton, wenn man eine jährliche Rente von 50,000 Livres bezog, einen aristokratischen Namen trug und seine Geheimnisse vor der klatschsüchtigen Welt zu verbergen hatte, ein solches Eldorado zu besitzen.

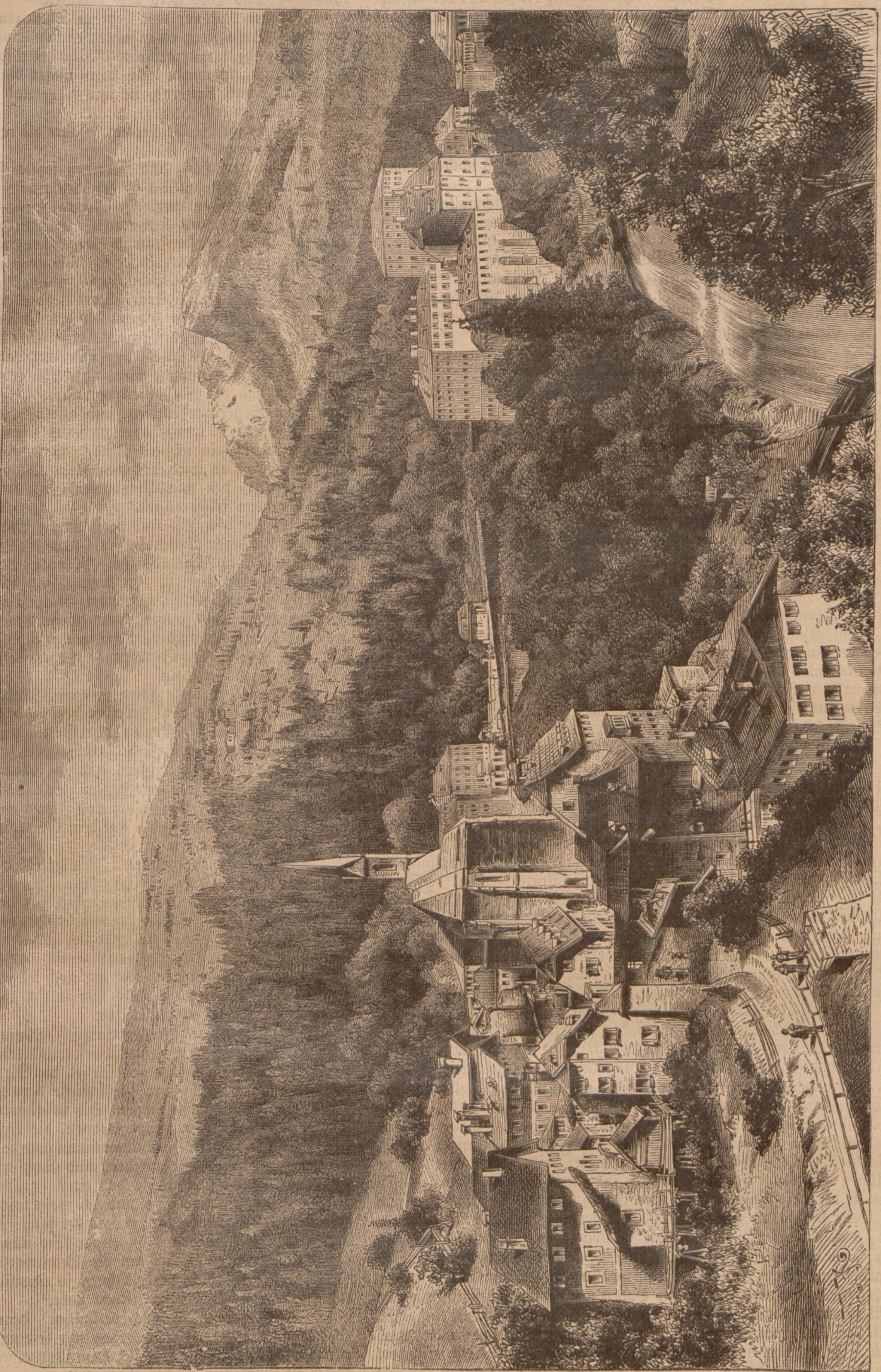
Das Häuschen, das ursprünglich für die ärmeren Klassen und daher mit geringem Kostenaufwand erbaut worden war, hatte das unscheinbarste Aeußere, ja es sah recht baufällig aus und gewiß würde kein Vorübergehender die Bewohner desselben um ihren Aufenthalt beneidet haben. Nicht wenig überrascht mußte der Eintretende sein, sobald er die morsche Thüre hinter sich hatte, denn statt der erwarteten leiterartigen tannenen Treppe, deren Betreten unter die halsbrecherischen Arbeiten zu zählen war, fand er eine solche mit Stufen aus dem feinsten Marmor gehauen; ein Geländer von Palisanderholz erleichterte das Emporsteigen. Die Wände im Flur waren ebenfalls aus Marmor; eine Nymphe, aus demselben Material gearbeitet, hielt in der einen Hand einen vergoldeten Leuchter mit brennender Kerze, mit der andern deutete sie auf eine verborgene Thüre, deren Feder nur dem Drucke des Eingeweihten wich.

Der Tag — ein heißer Julitag — hatte sich geneigt, als in dem Kabinette, das sich hinter dem Vorzimmer mit der geheimen Thüre befand, eine junge Dame am offenen Fenster saß und die frische Abendluft mit ihrem leichten Musselinkleide spielen ließ. Um ihre reizenden Lippen zuckte gespannte Erwartung, während sich ihr kleiner Fuß unge-



Gefahrvolle Aussicht. (Mit Text.)

duldig auf einem zierlich gestickten Samttaburette wiegte. Aus ihren Augen, welche, zwischen dunkelblau und schwarz spielend, keine bestimmte Farbe hatten, blitzte die Ungeduld eines Trotzkopfes, der noch keine zwanzig Lenze gesehen, dessen Leben bisher ein einziger lachender Frühling war. Die junge Dame blickte abwechselnd nach der glühenden Sonnenscheibe, die sie mit einem Schlage ihres Fächers anscheinend gerne vollends unter den rot glänzenden Horizont gescheucht hätte, bald nach der Thüre hin, die sich noch immer nicht in ihren Angeln drehen wollte. — Ein gedämpftes und doch ungleich helleres Licht, als aus den zwei Dutzend Flammen eines Kronleuchters, fiel ins Zimmer. Jetzt stieg der Vollmond in schönster Pracht empor; doch die reizende Ungeduldige schien von Mondscheinromantik nichts wissen zu wollen; sie schnitt der blonden Luna ein Gesicht, als gäbe sie alle Monde des Weltalls um den Ton eines Trittes im Vorzimmer.



Wildbad Gastein, gez. von J. J. Kirchner. (Mit Text.)

Endlich ward ihre Sehnsucht gestillt. Leise wurde die Thüre geöffnet und noch leiser wieder geschlossen. Ein dunkles, hübsches Männerantlitz blickte durch die Portieren, dann folgte die Gestalt eines jungen Herrn, der sich, als er die Schöne am Fenster gewahrte, neben ihr auf einem Lehnstuhle niederließ. Sie that, als bemerke sie ihn gar nicht und blickte mit einer Ausdauer nach dem Vollmond, die man ihr vor zehn Minuten gewiß nicht zugetraut hätte. Der junge Mann ergriff eine ihrer zarten Hände, die sie ihm nur widerstrebend überließ.

„Sie sind über mein langes Ausbleiben verstimmt, Themire? aber an mir liegt wahrhaftig nicht die Schuld,“ begann der junge Mann nach kurzer Pause. — „Zuerst war ich bei den reichsten Finanziers und dann beim Herzog von Richelieu. — Niemand wollte meinen Anträgen Gehör schenken und so ging ich endlich zum Minister, zum Kardinal Dubois. Monseigneur hatte die Gnade, mich mit großer Teilnahme bis zu Ende anzuhören. Ich legte ihm alles klar und deutlich auseinander, ich sagte ihm alles, nur meinen Namen nicht. „„Ihr Antrag,““ entgegnete der Gewaltige, „„ist sehr schätzbar, nur hat er — verzeihen Sie mir — doch zu viel Romanhaftes an sich, als daß eine große Nation, wie die französische, darauf eingehen könnte. — Einmal zugegeben, Herr Graf, daß Sie und Ihre dreihundert Dänen, die Sie auf Malta erwarten, und die fünfhundert Abenteurer, die Ihnen Frankreich dazugeben würde, in Gemeinschaft mit Ihren viertausend Landsleuten, die Sie in Ostindien haben, wenn Sie List mit Gewalt verbinden, es Ihnen ermöglichten, sich der englischen Comptoirs zu bemächtigen, — zugegeben selbst, daß die abgesetzten indischen Häuptlinge Ihnen zum Entgelt die

Krone ihres Landes anböten und Sie selbst, Herr Graf, sich Frankreich gegenüber in großmütiger Weise dankbar erwiesen, so kann ich eben doch nicht zu der Ueberzeugung gelangen, daß Ihre Herrschaft von langer Dauer sein würde und daß Frankreich wirklichen Nutzen aus der Affaire ziehen könnte. Besser ein Sperling in der Hand, als zehn Tauben auf dem Dache."" Sie werden begreifen, liebe Themire, daß ich gegenüber solchen Einwendungen schweren Stand hatte und meine ganze Beredsamkeit aufbieten mußte. Es gelang mir denn auch schließlich, dem Minister das Versprechen abzunehmen, auf die Angelegenheit zurückzukommen; mittlerweile war es aber spät geworden und ich machte mich eilig auf den Weg zu Ihnen. Nur eine Verzögerung erlaubte ich mir noch: Als ich nämlich über den Place Dauphine kam, fiel mir ein, ich könnte Ihnen eine kleine Ueberraschung bereiten; ich eilte deshalb schnell noch zu einem Juwelier und kaufte diese Kleinigkeit für Sie."

Während die junge Dame den Lockenkopf immer noch schmollend senkte, drückte ihr der Graf eine kostbare Diamantenkrone darauf.

„Ah, welch ein Angebinde!" rief Themire entzückt, indem sie sich in einem Spiegel betrachtete. Die Wolke auf ihrer Stirn war wie vom Winde weggeweht und hatte dem freundlichsten Sonnenschein Platz gemacht. Als Dankesbezeugung fiel sie dem Geber um den Hals.

„Vorläufig die Krone, bis ich Ihnen ein Königreich bieten kann," setzte der Graf galant hinzu.

„Aber," fragte Themire, die Krone vom Haupt nehmend und mit sichtlichem Wohlgefallen betrachtend, „was fangen wir an? — Die Finanziers enthalten Ihnen ihr Geld, die Minister ihr Schwert und ihre Kriegsschiffe zur Landung in Indien."

Der Graf blieb die Antwort schuldig; sinnend blickte er in die herrliche Sommernacht hinaus. Nach einer Weile sprang er auf.

„Ich werde zum schwedischen Gesandten gehen, er hat heute großen Empfangstag; ihm werde ich mich anvertrauen. Der Mann hat Ehrgeiz und ich werde ihm, wenn er die Krone Schwedens in mein Interesse zieht, bedeutende Prozente versprechen."

„Versprechen Sie nicht zu viel," entgegnete Themire, als fürchte sie bereits eine Schmälerung ihrer Herrschaft in Indien.

„Seien Sie ohne Sorge; morgen in der Frühe sehen wir uns wieder. Gute Nacht, Madame!"

„Adieu, königliche Majestät!"

„Schön gesagt, meine Königin." — Und lautlos, wie er gekommen, war er verschwunden, der phantastische Beherrscher Indiens in spe.

In Gedanken über ihr zukünftiges Königreich, mit all den angenehmen Zuthaten, über ihre seltsame phantastische Lage und ihre unbezahlten Rechnungen versunken, lehnte das schöne Mädchen sich in den weichen Sessel zurück, legte den Kopf auf das zarte Seidenkissen und schlief nach kurzer Zeit, unbekümmert um den morgigen Tag und um ihre Zukunft, sanft ein. Grübeln war so wenig ihre Sache, daß sie nie rascher und fester einzuschlafen pflegte, als wenn sie aus dem grünen Thale der Phantasie sich einmal in die kalten Regionen des Nachdenkens verstieg.

Die Glocke der Bastille schlug zehn Uhr. Das Mädchen Themirens kam, um Licht anzuzünden, unterließ es aber, als sie ihre Herrin in sanften Schlaf versunken sah. Tiefe Ruhe herrschte ringsum und nur das Säuseln des Windes drang durch das geöffnete Fenster. Plötzlich ertönte ein donnerähnlicher Krach. Der Boden unter den Füßen der Schlafenden begann zu wanken, als wenn ein Erdbeben im Anzuge wäre. Themire fuhr, von dem Getöse erwacht, entsetzt in die Höhe. Da folgte ein zweiter Schlag, stärker und anhaltender als der erste. Wieder wankte der Boden unter dem Mädchen; diesmal aber gab er nach und stürzte in die Tiefe. Themire war bei dem zweiten Schlage bewußtlos in den Sessel zurückgesunken, der, dem eingebrochenen Boden nach, der Tiefe zustrebte. Zum Glück war der ganze Boden des Zimmers mit einem dicken Teppich belegt, der, von einigen Möbelstücken, die auf ihm standen, festgehalten, nicht so rasch dem Drucke wich, den das ohnmächtige Mädchen und einige andere Möbelstücke, die auf der eingesunkenen Stelle standen, auf ihn ausübte. Langsam, aber unaufhaltsam ging es in die Tiefe; noch ein Rutsch und Teppich, Tisch, Sessel und Themire lagen am Boden. Wie lange sie so gelegen, wußte das junge Mädchen so wenig, als sie die Ursache kannte, durch die sie hieher befördert wurde; als sie die Augen aufschlug, gewahrte sie sich in einem dunkeln Raum, dessen Größe sie der herrschenden Dunkelheit halber nicht absehen konnte. Nach einer Weile sah sie in ziemlich großer Entfernung auftauchende Schlaglichter, die aber ebenso rasch wieder verschwanden, wie sie gekommen waren; auch war ihr, als drängen dumpfe, schwere Schläge an ihr Ohr und als folgte jedem Schlage ein aufsprühendes Funkenmeer. Sie versuchte, sich emporzurichten, doch der Boden war feucht und schlüpfrig und eine Berührung desselben mit ihren zarten Händen erpreßte ihr einen Angstschrei. Ein warmer, fast schwüler Luftstrom zog an ihr vorüber nach der über ihr entstandenen Oeffnung, wodurch ihr das Atmen erschwert wurde. — Tödliche Angst folterte sie und eben war sie daran, in eine neue Ohnmacht zu fallen, als gedämpfter, dann immer kräftiger werdender Lichtschein durch einen, wie sie nun deutlich gewahrte, langen und ziemlich breiten, gewölbten Gang zu ihr drang. Stimmen drangen an ihr Ohr und jetzt gewahrte sie einige, bis an den Gürtel nackte Männer auf sich zuschreiten. Ungefähr zehn Schritte von ihr entfernt hielten sie an.

„Seit zehn Jahren hab ich schon prophezeit, die Decke an der Stelle hier spiele uns einmal einen schlimmen Streich," sagte eine rauhe, zürnende Stimme. „Hatt' ich nun etwa Unrecht? — Was wollt ihr nun thun? — Das Loch wird uns verraten."

Einer der Männer war jetzt in Themirens unmittelbare Nähe gekommen. Diese stieß einen unterdrückten Angstschrei aus, als sie das wildaussehende, schwarzgefärbte Gesicht des Mannes gewahrte. Ein Ausruf des Staunens wurde laut, dann kamen die Männer, über den herabgestürzten Schutt kletternd, in ihre Nähe und betrachteten sie halb neugierig, halb unwillig.

„Da habt ihr die Bescherung," sagte die rauhe Stimme wieder, „nun sind wir verraten."

Nach einigem Hin- und Herreden setzten sie Themire auf einen der mit von oben gekommenen Sessel und trugen sie, wie in einer Sänfte, den langen Gang entlang. Jetzt betraten sie mit ihr einen weiten, nur stellenweise gut erleuchteten Raum. Das Mädchen glaubte zu träumen. Hier zuckte die bläuliche Flamme einer Esse gespenstisch empor, dort feilten und hämmerten Männer so emsig, als ginge es um die Wette; Blasebälge knarrten und ein Schmelzofen glühte, als gälte es, dem Vesuv die nötige Lava zu liefern. Dort setzten einige Männer eine eiserne Stange mit glänzenden Kugeln an den Enden in sausende Bewegung; ihr war, als hätte sie einst in der Königlichen Münze ein ähnliches Werkzeug gesehen. Dieses alles ging mit einer Lautlosigkeit von statten, als arbeiteten lauter Stumme hier; kein Laut war außer dem gedämpften Geräusch, das die Maschinen verursachten, zu hören. Man hatte sie samt dem Sessel niedergesetzt und allein gelassen. Jetzt hörte sie in ihrer Nähe reden, konnte aber niemand sehen.

„Mitleid ist ein schönes Ding," sagte eben die ihr bekannte rauhe Stimme, „aber es wird uns den Kopf kosten. Mein Rat geht dahin, wir befördern den unwillkommenen Gast an einen Ort, wo sich das Schweigen von selbst ergibt."

Kalter Angstschweiß trat dem jungen Mädchen auf die Stirne und sie verlor für einen Augenblick aufs neue die Besinnung. Als sie wieder die Augen aufschlug, standen zwei Männer vor ihr. Der eine, ein Mann in den fünfziger Jahren, von herkulischem Körperbau, groß und breitschulterig wie aus Stahl gearbeitet, blickte finster und drohend nach ihr hin; der andere, ein junger, kaum fünfundzwanzigjähriger Mann, gleich groß, aber weniger muskulös und von entschieden schönen Gesichtszügen, blickte sie, sichtlich bezaubert von ihrer anmutigen Schönheit, halb mitleidig, halb neugierig an.

„Sie haben es wohl schon erraten, Madame," begann der ältere, in dem sie nunmehr den Inhaber der bekannten rauhen Stimme sah, „daß Sie in eine Falschmünzerwerkstätte geraten sind? — Wir alle, wie Sie uns hier sehen, sind Falschmünzer."

Themire fing an zu zittern und zu beben.

„Sie sind jetzt, wenn auch ohne Schuld und Absicht, in unser Geheimnis eingeweiht. Ein Wort von Ihnen und wir sind entdeckt, verhaftet, verurteilt und werden auf dem Greveplatz gerädert ohne Gnade."

„Ich schwöre Ihnen . . ."

„Schwüre, Weiberschwüre . . ." platzte der Alte heraus, „man weiß, was man davon zu halten hat. Wer sicher verraten sein will, der lasse sich von einem Weibe Verschwiegenheit bis ins Grab geloben."

„Ich aber bin verschwiegen wie das Grab."

„Die Männer dort," fiel jetzt der jüngere der beiden ein, „wollten sich dieser Grabesverschwiegenheit gerade dadurch vergewissern, daß Sie dorthin befördert würden, von wo noch keiner geplaudert hat; ich aber dulde es nicht, denn ich habe hier unten auch ein Wort zu reden."

Themire atmete etwas leichter.

„Wir werdens zu bereuen haben," brummte der Alte.

„Sie bewohnen ein kleines Vorstadthäuschen," fuhr der jüngere unbeirrt fort, „Ihre Teppiche und Sessel, die Sie mit hieherbrachten, zeugen von eleganter Einrichtung; ich schließe daraus, daß Sie einen reichen Bräutigam haben, denn, wären Sie selbst reich, so würden Sie schwerlich in der baufälligen Hütte wohnen, die Sie nicht einmal in sich behalten konnte. Dieser Bräutigam nun würde Sie vermissen und Nachforschungen nach Ihnen anstellen, und Nachforschungen sind für uns ein gefährlich' Ding! Sehen Sie das ein? — Deshalb ist's am besten, Sie bleiben leben; ich will's so und ich weiß was ich will. — Keine Dankbarkeitskomödie, Madame," wehrte der junge Mann ab, als Themire vor ihm niederknien wollte. — „Bevor Sie nun wieder auf die Oberwelt befördert werden, bitte ich um die Beantwortung einiger Fragen."

„Fragen Sie; ich werde Ihnen so gewissenhaft antworten, als ich das je meinem Beichtvater gethan habe."

„Wahrheit muß ich auch verlangen; denn wenn Sie uns belügen oder trotzdem verraten, so werden wir Sie mit unserer Rache zu finden wissen und quartierten Sie sich beim Polizeipräfekten selber ein. — Ihr Vater ist wohl kein reicher Mann?"

„Er war es noch vor zwei Jahren, doch schlechte Geschäfte, Unglück und . . . ."

„Haben ihn zu Grunde gerichtet? — Vortrefflich. Wie viel gebraucht er, um seine Finanzen wieder in Ordnung zu bringen?"

(Fortsetzung folgt.)

Der kleine Prinz.

Kurz vor dem Treffen bei Pultusk (21. April 1703) langte im Lager des siegreichen Schwedenkönigs Prinz Maximilian Emanuel von Württemberg, bekannt unter dem Namen „der kleine Prinz“, an. Derselbe war 1689 geboren und hatte eine unbesiegbare Neigung zum Kriegshandwerk, mit welcher sich eine so schwärmerische Verehrung für Karl XII. verband, daß der damals kaum Vierzehnjährige durchaus in die Dienste des bewunderten Heldenkönigs treten wollte. Er bat Karl offen, am Feldzuge teil nehmen zu dürfen, um unter seiner Leitung sich in der Kriegskunst auszubilden und zu üben. — „Gut!“ antwortete der König, „ich will Sie nach meinem Sinne erziehen!“ Und sogleich ließ er, so ermüdet der Prinz auch von der Reise war, denselben ein Pferd besteigen und sich von ihm auf einem überaus langen Inspektionsritt begleiten. Der Prinz bestand diese erste Reiteranstrengung sehr gut und Karl faßte von dem Zeitpunkte ab eine große Zuneigung zu ihm, so daß er, als der württembergische Gesandte bemerkte, daß ein so junger Herr doch eines besonderen Hofmeisters bedürfe, erklärte: „Das ist nicht nötig, ich will selbst sein Hofmeister sein!“ Und in der That bewies er sogleich größere Sorgfalt für diesen kleinen Prinzen, als er sonst für irgend jemand bewiesen hatte. — Die Soldaten, dies bald bemerkend, legten dem Liebling ihres Gebieters bald den Namen „Der kleine Prinz“ bei und gewannen denselben, jemehr sie ihn kennen lernten, außerordentlich lieb. — Im Treffen bei Pultusk mußte er seine erste Waffenprobe ablegen. Er war einer der Ersten, der bei Verfolgung eines feindlichen Dragoners in die Stadt drang. Als dieser Verfolgte seines Verfolgers jugendliches Alter erkannte, rief er ihm zu: „Was, kleiner Junge, willst Du auch schon anfangen, Menschen zu morden?“ — Der Prinz antwortete mit einem Angriff; der Kampf wurde heftig und er erhielt einen Stich durch den Rock und einen anderen in den Stiefel, ehe es ihm gelang, seinen Gegner zu durchbohren. Nachdem ihm dies gelungen, ritt er zum König zurück, der ihm wegen seiner an den Tag gelegten Unerschrockenheit hohes Lob zollte. Infolge des vorhergegangenen Rittes und Durchwatens der Flüsse waren indessen die Füße des Prinzen so angeschwollen, daß ihm nach dem Kampfe die Stiefel von den Füßen geschnitten werden mußten. Einige Wochen später stürzten der König und der Prinz bei einem nächtlichen Ritt in eine tiefe Grube. Der kleine Prinz lag unten und der König oben, so daß ersterer eine arge Quetschung erlitt und erst nach etlichen Tagen so weit wieder zu Kräften kam, um in den Sattel steigen zu können. So knüpften sich die Bande glühender Freundschaft zwischen dem einundzwanzigjährigen Könige und dem vierzehnjährigen Prinzen, ein Bündnis, das, auf gegenseitige schwärmerische Liebe gegründet, durch gemeinsam geteilte Gefahren geprüft und gestählt wurde. — Das Jahr 1706 war vorzugsweise das der Beförderung der innigen Bande zwischen Karl und dem kleinen Prinzen günstige. Der Errettung aus einem brennenden Hause folgte in diesem Frühjahr eine andere. Bei Besichtigung einer Brücke über den Niemen fiel der König bis an den Hals in's Wasser, fand aber glücklich mit den Fußspitzen Grund und hielt sich mit den Armen über dem Ufereise. Die starke Strömung drohte ihn aber jeden Augenblick unter das Eis zu treiben. Im größten Schreck liefen die Schweden von der noch nicht vollendeten Brücke zum Ufer. Der kleine Prinz, sowie noch ein anderer Jüngling, Graf Hans Wachtmeister, und Oberstlieutenant Siegrot legten sich auf den Leib und versuchten, auf dem schwachen Eis zum Könige zu gelangen. Am schnellsten und weitesten voran war der kleine Prinz, und es gelang ihm endlich, Karls Hand zu erfassen, und nur mit der größten Vorsicht, Anstrengung und Mühe, erreichte er unter eigener Lebensgefahr seinen Zweck, den König aus dem Wasser und über das Eis zu helfen. Statt aber in ein Haus zu gehen und sich zu erholen, warf sich dieser mit seiner gewöhnlichen Redensart „Lapperei“ auf ein Pferd und sprengte mit dem kleinen Prinzen davon. Nach einer Stunde stürzte das Pferd, und Karl erhielt einen so heftigen Schlag, daß er kurze Zeit besinnungslos dalag. Nachdem er sich jedoch etwas erholt hatte, ritt er auf einem anderen Pferde weiter. Die Beweise der innigsten Liebe, die Karl dem kleinen Prinzen gab, wurden immer häufiger. Ritt Karl allein aus, ruhte dieser nicht eher, bis er ihn gefunden, und umgekehrt war es ebenso. Während des Aufenthalts in Pirsk hatten sie sich einmal ganze vierundzwanzig Stunden gegenseitig gesucht und verfehlt. — Ein anderesmal sagte der König eines Abends zum Prinzen: „Wollen wir morgen früh zum Obersten Creutz reiten?“ Creutz stand in Littauen. Als der kleine Prinz bejahte, fügte Karl hinzu: „Halten Sie sich früh bereit; ja schon um zwei Uhr. Aber nehmen Sie ein gutes Pferd, denn vor morgen mittag will ich zwanzig Meilen zurückgelegt haben. Und schweigen Sie vor allen Dingen, denn ich will mich aus dem Zimmer wegschleichen, damit nur wir zusammenreiten. Ihnen mußte ich es ja wohl sagen, sonst wären Sie wieder den ganzen Tag umhergeritten, mich zu suchen. Sie sollen es förtan immer wissen, wenn ich ausreite, auf daß Sie mir folgen können, wenn Sie wollen!“ — Der Prinz legte sich in seinen Kleidern nieder und ritt am Morgen allein mit dem Könige weg. Sie kamen glücklich bei Creutz an, besichtigten die Plätze seiner Siege bei Lachovitz und Klack, zogen mit gegen die kleine Festung Nieswicz, eroberten sie und legten sie in Asche. Dann begab sich Karl auf den Rückweg, nahm aber eine größere Begleitung mit. Der Ritt war indessen ein so schneller und scharfer, daß außer dem kleinen Prinzen, dem General Meierfeldt und zwei Reitknechten alle übrigen zurückblieben. Der Weg führte sie an einen großen See, zu dessen Ueberschiffung nur schwer ein Boot aufzutreiben war. Endlich fanden sie ein solches. Karl setzte sich an's Steuer, Meierfeldt und die Reitknechte an die Ruder, und der kleine Prinz hielt die schwimmenden Pferde am Zügel. In der Mitte des See's wurden die letzteren furchtsam und versuchten umzukehren, wobei sie mehrmals den Prinzen fast in's Wasser rissen und das Boot dem Umschlagen nahe brachten. Nur mit Gefahr und Mühe wurde die Fahrt beendet und unter ähnlichen Abenteuern Pinsk wieder erreicht.

Emil König.

Am Rhein.

Preisgekröntes Studentenlied von Frida Schanz.

Wie glüht er im Glase!
Wie flammt er so hold!
Geschliff'nem Topase
Vergleich' ich sein Gold,
Und Düfte entschweben
Ihm blumig und fein. —
Gott schütze die Reben
Am sonnigen Rhein!

Durchbraust uns sein Feuer,
So schmilzt unser Sinn
Für euch nur getreuer,
Ihr Mägdlein, dahin!
Wir schwärmen von Rosen,
Von Minnen und Frei'n.
Gott schütze die Rosen
Am sonnigen Rhein!

Ob oft auch der Tropfen
Den Trinker bezwingt.
Herz-drücken und -klopfen
Die Schönheit uns bringt, —
Wir wollen's vergeben,
Vergessen, verzeih'n
Den Rosen und Reben
Am sonnigen Rhein!

Unsere Bilder.

Gefahrvolle Aussicht. Wer schon in den Alpen gewandert ist, der hat gewiß oft staunen müssen über die Schwindelfreiheit und Unbefangenheit, womit Kinder Stellen betreten, deren drohende Gefahr dem ruhigsten und gefaßtesten älteren Beobachter in die Augen springt oder deren Anblick auch dem Beherztesten wo nicht Schwindel, so doch Grauen verursacht. Die beiden Kinder mit dem Zicklein, welche auf dem Rande einer schmalen Felsenleiste an einer fast senkrechten Bergwand hoch über einem Gebirgssee stehen und keine Ahnung von einer ihnen etwa drohenden Gefahr haben, sind keine Phantasie des Künstlers, sondern dem frischen, wirklichen Leben entnommen, denn gar oft kann man in den Alpen Kinder in solchen gefährlichen Lagen ohne jede Ahnung von ihrer Gefahr sehen. Uns selbst ist es einmal auf einer Alpenreise begegnet, daß wir beim Erklimmen eines Berges einen kleinen Ziegenhirten von zwölf oder dreizehn Jahren auf einem überhängenden Felsstück ruhig sitzen und ein Kränzchen von Edelweiß zum Verkaufe binden sahen, während seine nackten Beine über einen Absturz von mindestens 200 Metern hinaushingen. Uns stockte vor Grausen beinah der Puls und wir wagten dem Knaben nicht einmal eine Warnung zuzurufen, aus Furcht, ihn damit zu erschrecken und seinen Sturz in die Tiefe herbeizuführen. Unser Führer aber, ein noch rüstiger Greis von siebzig Jahren, bemerkte unsere Angst und sagte lächelnd: „O, lassen Sie ihn nur; dem Jungen geschieht nichts! Kinder haben ja ihren eigenen Schutzengel!“ Und in demselben Moment wandte sich der Gaisbub um, stand unbefangen auf und stieg zu unserem Pfad herab, um uns sein Edelweiß zum Kauf anzubieten, ohne zu ahnen, welche Angst und Sorge er uns eingeflößt hatte.

O. M.

Gastein. Mindestens zwölfhundert Jahre lang bekannt, trotz seiner Verborgenheit in einem starren Felsenwinkel, aus dem es keine weiter führende Straße gibt, auch bereits von Theophrastus Paracelsus mystisch gerühmt, hat Gastein doch den Höhepunkt seines Rufes erst erreicht, seitdem es des verstorbenen greisen Kaiser Wilhelm I. von Deutschland wahrhaftige Heil- und Jugendquelle geworden. Man fährt von Lend, wo die gewaltige Gasteiner Ache als Wasserfall in das tiefere Thal herabstürzt, die Kunststraße hinauf, welche „in der Klamm“ heißt. Nicht weit von der Auffahrt steht ein Häuslein mit einer Inschrift, welche besagt, daß es von der wilden Ache einst vollständig losgerissen und hierher getragen wurde. Das gibt einen kleinen Begriff von der Gewalt der „Gastein“. Die reizvollen Paßwindungen, welche bis zu einer Höhe von beiläufig 1000 Meter emporsteigen, münden endlich im Gasteiner Thale aus, das wie ein tiefer Alpengarten nach den vorigen engen Windungen erscheint, und in dessen Breite und meilenweiter Länge man zuerst Dorf Gastein, dann Bad Gastein zu passieren hat, um schließlich nach Wildbad-Gastein, dem End- und Hauptpunkte zu gelangen. Hier wohnten einst die Gebieter von Tausenden von Bergknappen. Die Meisten emigrierten z. B. des protestantischen Glaubens wegen; die Gruben verfielen, vergletscherten, verloren die Zugänge — jetzt sucht man im tauben Gestein, und manche stolze Baureste in Bad Gastein, das im herrlichen Thalkessel liegt, geben Kunde von dessen einstiger Herrlichkeit. Jetzt besitzt es einen Schatz im Wasser, das stundenweit von Wildbad herabgeleitet, doch noch immer solche Wärme behält, daß es für die Badenden der Abkühlung bedarf. Immer enger geht dann der Weg, nicht mehr an so schroffen Bergwänden wie vorerst, und immer großartiger leuchten uns mannigfaltige Alpenspitzen mit ihrem Schnee oder Gletscher-Eise entgegen. Endlich lachen Villen, einladende Wirtshäuslein auf grünen Höhen, die zierliche, neugotische, protestantische Kirche, und aus der Ferne vernehmen wir ein gewaltiges Rauschen, das von dem Gasteiner Fall entsteht, welcher in seiner Mächtigkeit rastlos von 160 Meter Höhe in einer Felsenspalte herabstürzt, einer

der stärksten in Europa. Dies ist aber nicht die Heilquelle, im Gegenteile mit Aengstlichkeit wird gewacht, daß kein Tropfen dieses Schnee- und Regenwassers in das eigentliche Heilwasser komme, das fast 40 Grad R. heiß aus mehr als dreißig Stellen der Erde dringt, welcher noch vielfach die Ader geschlagen werden könnte, wenn's nötig wäre. Die Nymphe der Gasteiner Quelle ist die geheimnisvollste und schweigsamste Dame der Welt; sie hat noch niemand, nicht einmal den galantesten Aerzten, Chemikern gesagt, worin das Geheimnis ihrer Wirksamkeit bestehe. Man hat absolut nichts chemisch Faßbares gefunden. Die mythische Palingenesie der Alten, Wiederbelebung, wird an dürren Pflanzen sichtbar, und manches welke Menschenkind ging schon gestärkt und verjüngt wieder in die von ihm verlassene Heimat zurück. — Die Badeärzte sprechen nur von elektrischer Spannung, vom „Geist", und dieser Geist ist wenigstens einer, welcher mit Spannung erwartet bei Tag und Nacht umgänglich ist. — Der Gasteiner Badegast hat ein Kurleben, welches an und für sich schon eine stetige Macht der Erneuerung besitzt. Er atmet fast vierthalbtausend Fuß hoch in dem Alpenparke eine Luft voll feinsten Wassersturzstäubchen oder Dämpfen, daher durch ihnen bewirkter Würze und Reinheit, welche die Brust weitet, die Nüstern förmlich zum Ausbreiten drängt, in allen Sinnen sich bemerkbar macht. Er muß frühzeitig aufstehen, weil ein Schläfchen oder mindestens Einhüllen im Lager nach dem Bade, das er im Hause nimmt, vortrefflich, und man zudem vorher nichts gegessen noch getrunken haben soll, und schließlich muß er auch frühzeitig schlafen gehen; denn sobald die Sonne sinkt, und dieses geschieht hier hinter den hohen Alpenspitzen nachmittäglich sehr zeitig, muß er den durch die warmen Bäder empfindsam gewordenen Leib um so mehr vor den kühlen Alpenlüften schützen. Er kann in der langen Wandelbahn, deren Glaswände hinaus und hinab in die Tiefe sehen und das Donnern der Ache herein hören lassen, Gesellschaft finden, sich leiblich und geistig erfrischen, die stille Stimme der Bücher und Zeitungen, die laute des Klaviers vernehmen. Das ist ein großer Reiz der Gesellschaft hier, daß sie da zusammenkommen muß, daß man alle Herrlichkeiten, welche aus Europa und Amerika zusammenströmen, mit leibhaftigen Augen begucken kann, wenn sie sich nicht absichtsvoll zurückziehen. Aber wohin? Gastein hat einen einzigen Platz, will sagen ein Plätzchen, das so groß ist wie eine große Wohnstube, und dies wird begrenzt einerseits vom Stammhaus „Straubinger", andererseits vom sogenannten Badeschloß, welches dem Lande Salzburg gehört, und worin der Kaiser bei seiner Anwesenheit stetig wohnte. Rechts und links läuft die Straße abwärts. Drüben Bergwand, hüben Abgrund. Und da muß man sich gegenseitig förmlich in die Fenster, in die Augen gucken, man kennt sich nach einem Tage, wie Gäste eines Salons, die in gegenseitiger Unterhaltung schnell einander näher treten. An den Berglehnen führt der Kötschacher Weg, welcher nach dem Kötschachthal in einem Bogen geht, dabei uns den offenen Blick gewährt in das reizende Bad Hofgastein, das wie eine Idylle mit seinen weißen Häusern im smaragdenen Grün und mit der blitzend dahinschlängelnden Ache sich zeigt. Man steigt zur sanften Schillerhöhe empor, wo man den Schnee des Radhausberges, des 3300 Meter hohen Schareck, die Kuppen der 2 bis 3000 Meter hohen begrünten oder beschneiten Alpen des Anlaufthales, und anderer, aus einem behaglichen Pavillon grüßen kann, und man geht über die Schreckbrücke nach Böckstein. Der Anblick der Schreckbrücke rechtfertigt den Namen ganz; so hoch, so luftig schwebt sie über Felsenschroffen, zwischen denen in der Tiefe die gewaltige Ache tost, über welche unten noch ein zweiter steinerner Brückenweg führt. Aber mutig kann man zum sichern Schreckenweg empor und darüber seinen Gang ins Böcksteinthal fortsetzen, das friedlicher und sanfter als die andern aussieht. Böckstein war der frühere Hauptort der Goldgewinnung, von welcher zumeist Erinnerungen blieben; man kann von hier empor in die wilde Rauris, wo Knappen allerdings noch im Sommer mit Schnee und Vereisung ihrer Stollenwerke kämpfen, und noch stetig gearbeitet wird — was Bergsteiger auf dem Uebergange nach dem berühmten Heiligenblut gelegentlich sehen —; die Gasteiner Gäste gehen, fahren, reiten, lassen sich in Sesseln tragen nach dem Naßfelde, zu welchem man durch eine Felsengasse gelangt, in welche gewaltige Wasserfälle, wie der Kessel-, der Bärenfall, Schleierfall herabstürzen. Und schließlich liegt das wilde, öde, wasserdurchrissene Feld vor uns, auf dem die Gletscher in die Wolken ragen, oder düstere, kluftige Bergriesen, über welchen Geier und Adler kreisen. Die Gasteiner Saison hat zwei Phasen, die kleine und große, die hohe und niedere, auch durch Preise getrennt. Die erste, bescheidene beginnt Mitte Mai und endet mit dem Juni, die zweite währt von da ab bis in die Hälfte August — und so lange weiter, bis Schnee und Nebel die Gäste vertreiben.



Strolch (drohend seinen Knittel schwingend): „Geld her, oder —!"

Herr (zieht schnell einen Revolver aus der Tasche und legt auf den Strolch an): „Oho, Herr Strauchdieb, so kommt man mir nicht."

Strolch: „Nun, wenn es so steht, dann können Sie sich's ja behalten."

Allerlei.

Kategorisch. „Mein Fräulein, ich liebe Sie." — „Aber, Herr Hauptmann . . ." — „Schweigen Sie, das muß ich besser wissen." (Münch. Hum. Bl.)

Beim Arzt. Doktor P. war nicht nur ein vortrefflicher Arzt, sondern auch ein großer Menschenkenner. Kam ein fremder Patient zu ihm, um sein Leid zu klagen, so wußte er auf der Stelle den Beruf desselben zu erraten. Eines Tages kommt ein junger Mann zu ihm und sagt: „Ach, Herr Doktor, mir geht's schlecht." — „Nun, wo sitzt es denn?" — „Ach, Herr Doktor, ich habe ein so seltsames Ziehen in den Beinen." — „Ziehen in den Beinen? — Mein Herr, Sie sind Kassierer."

Was ist Aussicht? Auf dem Schlosse Stolzenfels am Rhein ist ein früherer Potsdamer Unteroffizier Kastellan. Ein Reisender, dem er die Burg zeigte, sagte zu ihm: „Wie glücklich müssen Sie sich fühlen, hier in diesem romantischen Schlosse, wo Ihrem Blicke sich aus jedem Fenster eine andere, köstliche Aussicht zeigt!" — „Ach," antwortete der Unteroffizier, „wenn Sie Aussichten lieben, so sollten Sie mal in meine Heimat kommen. Ich bin nämlich aus Teltow. Ich sage Ihnen, da ist Aussicht. Zwei Meilen weit sehen Sie über die Felder weg; aber hier, ach Du lieber Gott, da hat man ja immer Berge dicht vor der Nase!" Gr.

Resultat von Galls Organenlehre. Bei des Doktor Galls Vorlesungen über die Organenlehre war der verstorbene Herzog von Braunschweig fast immer sein Zuhörer. Als der Herzog nach einer Vorlesung einst einen Schädel nach dem andern in die Hand nahm, fiel ihm einer darunter wegen seines außerordentlich starken Organs des Raufsinns besonders auf. — „Euer Durchlaucht ahnen wohl nicht, welchen Totenkopf Sie in Händen halten," sagte Gall, „ungeachtet Sie ihn einst recht gut gekannt haben." — Der Herzog stutzte. — „Es ist der Schädel eines Mannes, der Ihnen am Rhein viel zu schaffen gemacht hat. Es ist der Schädel des Generals Wurmser." — „Alter Bekannter!" rief der Herzog aus, „hätte ich Dich doch bei Weißenburg so ruhig und verträglich gefunden, als jetzt." St.

Auch eine Logik. „Nu, jetzt biste mer schon zwei Jahre hundert Gulden schuldig. Wann wirste endlich bezahlen?" — „Wos frogste? Bin ich a Prophet?"

Unverwundbar. Jaquet de Jastenes, Generallieutenant unter Ludwig XIII., konnte fast für stich-, hieb- und kugelfest gehalten werden; er wohnte 120 Belagerungen, 30 Schlachten und vielen Scharmützeln u. s. f. bei, ohne jemals verwundet zu werden. St.

Ein gutes Zeichen. „Nun, wie hat die Frau Gemahlin die Nacht verbracht?" — „Gott sei Dank, Herr Doktor, es geht entschieden zur völligen Genesung; sie hat eine Tasse Bouillon genommen und dann die Tasse dem Stubenmädel an den Kopf geworfen." (Frankf. Journ.)

Sonderbare Gerechtsame. — Am Nordfuß des Spessart, unweit der alten, freien Reichsstadt Gelnhausen, liegt das Dorf Geiselbach, welches einst der reichen Benediktinerabtei Seligenstadt am Main zugehörte. Im Jahre 1527, nach dem Bauernkrieg, der an so mancher Oberhoheit im deutschen Reich mit Sturmesgewalt gerüttelt hatte, wurden die Rechte der Abtei durch ein neues „Weisthum" näher bestimmt. Darin heißt es unter anderem: „Der Abt ist Grundherr und übt durch einen „Fruth" (Vogt, Amtmann) die niedere Gerichtsbarkeit, Gebot und Verbot aus. Er darf aber nur mit „dritthalb Mann" (d. h. mit zwei Männern und einem Buben) nach Geiselbach kommen; doch ist ihm gestattet, einen „Biedermann", der ihm unterwegs begegnet, mitzubringen und drei Hunde." R.

Lösungen:

Nr. 106 D d 1—h 5. K d 5—c 6
D—a 5 etc.
Nr 107 S c 2—b 4. K d 4
D c 1 etc

Aritmogryph.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 Stadt in Deutschland
2 1 5 3 1 5. Eine Stadt in England
3 1 8 5 6 7 8 9. Schloß bei Jena.
4 8 3 6 4 6 4 5. Ein Naturereignis
5 1 8 3 4 5. Eine Himmelsgegend.
6 4 8 5 6 7 8 9. Eine deutsche Stadt
7 8 5 4. Ein Gefäß.
8 4 5 1. Ein Fluß in Italien
9 1 2 3. Ein Metall.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben 1—9.

Cöslin. Hugo Lewin.

Logogryph.

Mit „i" kannst du es selbst nicht sehn
Und doch erreicht es deine Hand,
Mit „e" ist's in den höchsten Höhn
Und allen Menschen wohl bekannt.

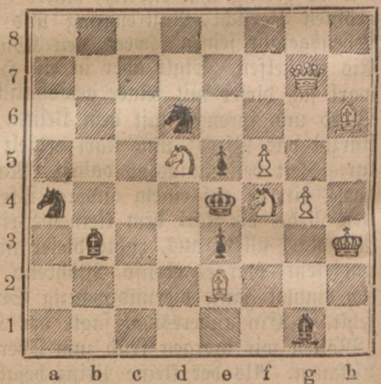
P Wilbert

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 109.

Von Oskar Gelbfus.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 4 Zügen

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Arithmogryphs: Donauwörth, Ohr, Nonne, Aurora, Uhu, Wörth, Oder, Erde, Ruder, Tante, Huronen; des Bilderrätsels: Den sichersten Gewinn bringt Fleiß und guter Sinn.

Jeder Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes wird strafrechtlich verfolgt.

Redaktion von C. Aug. Pfeiffer in Stuttgart.
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.